

Die Maisstengel von nebenan

Mehr als zehn Prozent der Lebensmittel wachsen in der Stadt

von Uwe Hoering, Mai 1996

Elisabeth Ngina hat sich den Platz für ihre *Shamba* gut ausgewählt: Auf dem Grünstreifen neben der breiten Allee, wo sie Gemüse und Mais gepflanzt hat, wurden vorher Abfälle der hier wohnenden „besser Verdienenden“ verbrannt. Das hat den Boden gedüngt. Wasser holt sie aus einer undichten Abwasserleitung in der Nähe.

Ganz ungefährlich ist der Gemüseanbau inmitten der Millionenstadt Nairobi nicht. Das Blei aus den Auspuffen der vorbei fahrenden Autos und Lastwagen kann die Pflanzen vergiften, das Wasser krank machen. Doch was soll Mama Ngina machen? Früher gab sie den Großteil des knappen Lohns, den ihr Mann als Nachtwächter verdient, für Nahrung aus. Dank des Gemüses vom „eigenen Acker“ kann sie nun ein paar Schilling sparen und so das Schulgeld für ihre Tochter bezahlen.

Wer mit offenen Augen durch Kenias Hauptstadt fährt, sieht überall ähnliche kleine Felder wie das von Elisabeth Ngina. Auf dem Randstreifen der Straßen, auf unbebauten Grundstücken, entlang der Bahnlinie im engen Tal des Nairobi River. Nur handtuchgroß sind die meisten Flächen, gerade ein paar Maisstengel, Cassavas oder Gemüsepflanzen haben Platz.

Landwirtschaft gehört aufs Land – ein Vorurteil

Es sind überwiegend Frauen, die so helfen, ihre Familien in den Städten zu ernähren – einer der Gründe, warum die Landwirtschaft in der Stadt bislang „übersehen, unterschätzt und unterbewertet“ wird, wie der Agrarexperte Jac Smit klagt. Frauenarbeit wird vielfach nicht wahrgenommen, ist „unsichtbar“.

Blind macht wohl auch das Vorurteil: Landwirtschaft gehört aufs Land. Doch Smit, Präsident des *Urban Agricultural Network*, einer in Washington ansässigen Nichtregierungsorganisation, schätzt, dass 800 Millionen Menschen auf Dachgärten, in Hinterhöfen, auf Schuttplätzen und freien Flächen innerhalb der Städte ackern, pflanzen und jäten, teils nebenbei, teils als Beruf.

Manchmal braucht man nicht einmal ein Feld, nur Ideen: Die Familie Opole etwa hat ihre Dachterrasse in Nairobis Vorort Buru Buru in ein grünes Paradies verwandelt. In Kästen und alten Reifen wachsen Kräuter und Auberginen, an der Hauswand ranken Passionsfrüchte und Gurken. In einem Stall tummeln sich Kaninchen, die liefern Dünger und bringen gute Preise.

Das Phänomen ist nicht auf die armen Länder begrenzt. In den USA nutzen arbeitslose Jugendliche stillgelegte Fabriken für Fisch- und Pilzzucht: Die Bewohner der South Bronx in New York stellten fest, dass Landwirtschaft in der Stadt ein Geschäft sein kann. Der wohlhabende Stadtstaat Singapur deckt seinen Fleischbedarf selbst. Und zu DDR-Zeiten waren die Kaninchen, Hühner, Gurken und Pflaumen, die die Datschen lieferten, feste Planungsgröße für die Versorgung der Bevölkerung. Oft ist es auch einfach der Wunsch nach kontrollierter Qualität von Obst und Gemüse aus eigenem Anbau, der eine Renaissance der Schrebergärten bewirkt hat.

Bei Untersuchungen in Asien, Afrika und Lateinamerika stellte Smit fest, dass seit Mitte der achtziger Jahre die städtische Landwirtschaft schneller wuchs als die Bevölkerung, oft auch schneller als andere Bereiche der städtischen Wirtschaft. Zehn bis fünfzehn Prozent der Lebensmittel stammen weltweit aus den Städten.

Was Mitte des 19. Jahrhunderts den Arzt Moritz Schreber auf die Idee mit den Pachtgärten für Industriearbeiter brachte, ist heute noch in den Städten des Südens Alltag: Bis zu 90 Prozent ihres Einkommens müssen die armen Haushalte für Nahrungsmittel ausgeben, mittlere Einkommensgruppen immer noch mehr als die Hälfte. Insbesondere Frischgemüse fehlt auf dem Speisezettel. Fehl- und Mangelernährung sind die Folgen. Und die wirtschaftliche Situation wird für viele immer schlechter. In Tansania pflügten Staatsangestellte ihre Vorgärten um, als wegen der Wirtschaftsliberalisierung ihre Gehälter nicht mehr mit den steigenden Preisen Schritt hielten.

In Kuba, wo 80 Prozent der Bevölkerung in der Stadt leben, boomt die städtische Landwirtschaft, seit die Unterstützung durch die Sowjetunion ausgeblieben ist und freie Märkte erlaubt sind. Auch immer mehr Moskauer Familien verwandeln ihren Balkon in einen Hühnerstall. Niedrige Einkommen und unzureichende Ernährung sind die Hauptprobleme der meisten Menschen in den immer schneller wachsenden Städten des Südens. Die städtische Landwirtschaft, davon ist Smit überzeugt, kann sie lindern. Und auch die zunehmende Umweltzerstörung reduzieren.

Kreislaufwirtschaft

Morgengrauen auf dem Großmarkt von Nairobi. Lastwagen rollen aus allen Teilen des Landes an und bringen Blumenkohl, Obst, Hühner und Eier. Einkäufer für die Supermärkte und Edelrestaurants der Touristenhotels drängen sich hier ebenso wie Gemüsefrauen, die einen Marktstand in einem der wohlhabenden Stadtviertel haben. Auch Mama Ngina ist in ihrem Vorort bereits auf den Beinen. Sie erntet *Sukuma Wiki* und Maiskolben und verkauft sie an Mama Grace, eine alte Gemüsefrau. Die zieht damit von Tür zu Tür, unter den Hausangestellten hat sie eine feste Kundschaft. Wie in Nairobi existieren in vielen Städten zwei Versorgungssysteme nebeneinander: Ein modernes, das transportaufwendig und teuer ist, von Großhändlern beherrscht wird und vornehmlich für die städtischen Eliten sorgt. Und ein informelles der kurzen Wege, der einfachen Mittel – direkt vom Feld in den Kochtopf, zum kleinen Gemüsestand an der nächsten Kreuzung, zur Essensbude am Straßenrand.

Natürlich kann die städtische Landwirtschaft nicht den Anbau von Massenprodukten wie Getreide, Kaffee oder Tee ersetzen, aber bei Gemüse, Eiern, Kleinvieh, Kräutern oder Fisch liegen ihre Vorteile „für die Ernährung, die Beschäftigung und die Umwelt“ auf der Hand, so Smit. Gut organisiert, vermindert sie nicht nur die Umweltbelastungen durch Transport und Verkehr. Indem die städtischen Bauern Abfälle als Kompost nutzen, sorgen sie dafür, dass die Umwelt sauberer, die Abfallbeseitigung billiger wird.

Bislang haben Entwicklungsorganisationen die „Stadtbauern“ allerdings weitgehend ignoriert, die Stadtväter sie als Schandflecken im Stadtbild angesehen und ihre Arbeit als Verstoß gegen Bebauungspläne und als Gesundheitsrisiko behindert. Auch Mama Ngina ist auf dem Grünstreifen, der der Stadt gehört, nur geduldet. Außer der Angst vor Dieben, die ihr die Früchte ihrer Arbeit rauben, hat sie ständig Furcht vor den städtischen Räumkommandos.

Die Bauern und Bäuerinnen in der Stadt brauchen statt dessen – ebenso wie ihre

Kollegen auf dem Land – das Recht auf gesicherte Landnutzung, zudem Beratung, was sie zum Beispiel gegen die Bleibelastung tun können, verlässliche Versorgung mit gutem Saatgut und sauberem Wasser sowie Vermarktungsmöglichkeiten. Vertreiben und verbieten, so Smit, lassen sie sich ohnehin nicht.

Ein Vorbild ist China: Um die Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln zu sichern, hat die Regierung bereits in den sechziger Jahren nicht nur für das Land, sondern auch für die Städte Pläne für Landnutzung, Abfallwirtschaft und Vermarktung von Nahrungsmitteln aufgestellt. In den achtziger Jahren erzeugten daraufhin die 18 größten Städte mehr als 80 Prozent des Gemüses und mehr als die Hälfte des Fleisches selbst.

Del Monte-Ananas, mitten aus Manila

Smits Vision: Wenn im nächsten Jahrtausend die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten leben wird, dann könne es durchaus sein, dass auch die Hälfte der Nahrungsmittel aus der Stadt kommt. Aus einer Notlösung könnte ein prosperierender Wirtschaftszweig werden. Damit würde sich der „seit 100 Jahren zu beobachtende Trend, Landwirtschaft und städtisches Wohnen zu trennen, umkehren“.

Einige Unternehmen haben die Vorteile längst erkannt. Der Agrarmulti Del Monte etwa hat Verträge mit 500 Bauern in der philippinischen Hauptstadt Manila, die für ihn Ananas anpflanzen. Neue Anbaumethoden, besseres Saatgut und gezielte Hilfe kann die Landwirtschaft in den Städten zudem produktiver machen und den Platzbedarf verringern.

Noch allerdings ist es ein weiter Weg bis zu einer neuen Art von Gartenstadt, mit Obstbäumen entlang den Straßen, Gärtnereien auf Grünflächen, Maisfeldern auf Mittelstreifen, Kräutergärten auf Balkonen, Kleinvieh im Hinterhof, Gemüse auf den Dächern und Fischen oder Garnelen in Teichen, die durch Kläranlagen mit Wasser versorgt werden. Noch orientieren sich Stadtväter lieber an der herkömmlichen Vorstellung einer Stadt, in der die Landwirtschaft keinen Platz hat, und an ihrer Klientel, den städtischen Mittelschichten, die Blumenbeete, aber keine struppigen Maispflanzen in ihrer Nachbarschaft wollen. (8.500 Zeichen)

In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Nr. 18, 3. Mai 1996, S. 14